Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 15. Bromberg, den 3. Februar 1925.

Der Mantel.

Eine Novelle von Nicolaj Gogol.
(Aus dem Russischen übertragen von Rudolf Kaßner.)

(3. Fortsetzung.)

Akaki Akakiewitsch kam in vollständiger Unordnung zu Hause an; sein Haar, ohnehin nur noch spärlich an der Schläfe und im Nacken, war zerzaust; die Seite, die Brust und die Hosen waren mit Schnee bedeckt. Seine alte Wirtin hörte ihn diesmal anders als sonst an der Tür klopfen, sprang eilig aus dem Bett und lief, nur mit einem Strumpfe, um ihm die Tür zu öffnen, während sie ihr Hemd keusch an die Brust hielt; doch ließ sie dieses nicht los, als sie den Titularrat in seiner traurigen Verfassung erblickte. Und da sie nun vernahm, um was es sich handle, schlug sie die Hände zusammen und meinte, er müsse zum Polizeihauptmann, der Polizeileutnant sei eine Schlafmütze, mache Versprechungen und ziehe die Sache nur hinaus; sie kenne den Hauptmann, weil Anna, die Esthin, die früher bei ihr in der Küche gewesen sei, jetzt bei ihm als Amme diene; auch sehe sie ihn selber öfters, wenn er am Hause hier vorbeifahre, im übrigen gehe er jeden Sonntag in die Kirche, sage sein Gebet und sehe dabei alle Leute sehr freundlich an, er sei jedenfalls nach allem, was man beobachten könne, ein guter Mensch. Akaki Akakiewitsch hörte ihr zu und ging, ohne ein Wort zu sagen, in sein Zimmer — wie er dort die Nacht verbracht hat, kann sich jeder denken, der sich an die Stelle eines anderen zu versetzen imstande ist. Am nächsten Morgen machte er sich gleich zum Polizeihauptmann auf. Man sagte ihm dort, der Polizeihauptmann schliefe. Er kam um zehn Uhr wieder: er schläft noch. Um elf Uhr hieß es, er sei nicht zu Hause. Akaki Akakiewitsch kam um die Mittagsstunde — doch die Schreiber wollten ihn jetzt nicht einmal hereinlassen und mußten erst wissen, was ihn herführe und was überhaupt geschehen sei, so daß Akaki Akakiewitsch endlich, wohl das erstemal in seinem Leben, Mut bewies und in abgerissenen Sätzen erwiderte, er müsse den Polizeihauptmann persönlich sprechen, sie sollten es nur wagen, ihn nicht hineinzulassen, er komme aus dem Ministerium in einer dienstlichen Angelegenheit, er werde über sie alle, wie sie da wären, Beschwerde führen, und sie würden dann das Weitere schon sehen. Dagegen konnten die Schreiber nichts mehr sagen, und einer ging hinaus, den Polizeihauptmann zu holen. Dieser hatte nun eine ganze sonderbare Art, den Bericht entgegenzunehmen. Statt auf die Hauptsache, den Raub des Mantels, einzugehen, fragte er Akaki Akakiewitsch, warum er so spät nach Hause gegangen und ob er nicht vielleicht gar in einem verrufenen Hause gewesen sei? so daß Akaki Akakiewitsch ganz verlegen wurde und hinauseilte, ohne zu wissen, ob die Angelegenheit nun ihren Weg gehen werde oder nicht. Er ging nicht ins Amt (das einzige mal in seinem Leben); erst am nächsten Tag erschien er wieder dort, bleich, verstört und mit der alten Kapuze, die heute noch trauriger aussah. Die Kunde vom Raub des Mantels rührte wohl die meisten seiner Kollegen — natürlich fehlte es nicht an solchen, die auch diesmal die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollten, sich über Akaki Akakiewitsch lustig zu machen. Sie beschlossen auch, eine Kollekte zu veranstalten, doch es kam nur eine Kleinigkeit zusammen, weil sie eben große Auslagen gehabt hatten mit dem Porträt des Direktors und einem Buche, das sie auf Betreiben des Abteilungschefs, eines Freundes des Verfassers, kaufen mußten. Einer von ihnen beschloß, vom Mitleid bewegt, Akaki Akakiewitsch wenigstens mit einem guten Rat beizustehen, und meinte, er solle nicht zum Polizeileutnant gehen, denn es könne vorkommen, daß dieser, um sich beim Hauptmann beliebt zu machen, den Mantel auf die eine oder andere Art finde, daß der Mantel aber trotzdem auf der Polizei liegenbleibe, es sei denn, daß er sein Eigentumsrecht auf den Mantel gesetzlich nachzuweisen vermöchte; nun sei aber da eine hochstehende Persönlichkeit, an die solle er sich wenden, denn durch ihre Verbindungen vermöchte diese die Sache schneller zu betreiben, sobald sie davon erfahren hätte. Wer gerade diese hochstehende Persönlichkeit gewesen war, ist bis jetzt ebenso unbekannt geblieben wie deren Stellung. Nur so viel war zu ermitteln, daß die hochstehende Persönlichkeit es erst vor kurzem geworden und bis dahin noch ganz und gar nicht hochgestanden hatte. Natürlich im Vergleich mit einer noch höherstehenden ließ sich ihre Stellung überhaupt nicht zu den hochstehenden rechnen; aber es wird sich immer ein Kreis von Menschen finden, für den eine nicht sehr hochstehende Persönlichkeit eben schon eine sehr hochstehende ist. Selbstverständlich suchte sie ihre hohe Bedeutung auf alle Weise und mit allerlei Mitteln zu bekräftigen; so z. B. führte sie ein, daß die niederen Beamten ihr bis zur Stiege entgegengingen, sooft sie im Amt erschien; daß ferner niemand es wagen dürfe, direkt vor ihr zu erscheinen, sondern daß es in folgender Reihenfolge vor sich gehen sollte: der Registrator übernimmt das Gesuch und übermittelt es dem Gouvernementssekretär, dieser dem Titularsekretär, und so auf diesem und gar keinem anderen Wege könne eine Sache bis zu ihr gelangen. So ist eben im heiligen Rußland alles mit Nachäfferei angesteckt, und jeder tuts seinem Vorgesetzten nach und nicht anders. Als ein Titularrat Direktor einer kleinen Kanzlei wurde, soll er sich, so erzählt man, sofort ein eigenes Zimmer haben abstecken lassen, das er Dienstzimmer nannte; vor die Tür stellte er zwei Diener mit roten Kragen und goldenen Tressen, sie hatten jedem Hereinkommenden die Tür zu öffnen, und dabei konnte man im Zimmer nur mit Mühe mehr als einen Tisch unterbringen. Die Empfänge und überhaupt alle Gewohnheiten der hochstehenden Persönlichkeit waren sehr majestätisch, aber durchaus nicht unkompliziert. Ihr System war Strenge. „Nur Strenge und noch einmal und immer wieder Strenge“, sagte sie bei jeder Gelegenheit, und beim letzten Wort pflegte sie jedesmal dem, mit dem sie gerade sprach, höchst bedeutsam ins Gesicht zu blicken — obwohl natürlich zu besonderer Strenge nicht die geringste Ursache vorhanden war, denn die zehn Beamten, die den Mechanismus ihrer Kanzlei bildeten, kamen ohnehin nie ganz aus der Furcht heraus; sobald sie ihrer nur ansichtig wurden, ließen sie die Arbeit liegen und standen auf und warteten, bis sie an ihnen vorbei war. Ihre übliche Ansprache an die Untergebenen war eben auch ganz durch jene Strenge gekennzeichnet und bestand im Grunde nur aus den drei Sätzen: „Wie können Sie es wagen? Wissen Sie, mit wem Sie reden? Wissen Sie, wer vor Ihnen steht?“ Dabei war der Herr im Innersten seines Herzens ein guter Kerl, freundlich zu seinen Kameraden, gefällig; der Generalsrang hatte ihn eben ganz aus der Fassung gebracht. Er wurde durch diesen Titel in der Tat ganz verdreht, kam aus dem Gleise und wußte gar nicht mehr, wie ihm war. Mit Gleichgestellten gab er sich natürlich — als anständigen, in vieler Beziehung gar nicht dummen Menschen; fanden sich in der Gesellschaft aber Leute, die auch nur um eine einzige Stufe niedriger standen als er, so war er wie verwandelt: er schwieg und schwieg, und seine

Lage weckte um so mehr Bedauern, als er selber fühlte, daß er seine Zeit unvergleichlich angenehmer zubringen könnte. Man konnte ihm ja den Wunsch von den Augen ablesen, sich in ein interessantes Gespräch zu mischen oder sich einem Kreise beizugesellen, doch stets hielt ihn der Gedanke zurück: Wird es nicht von meiner Seite zu viel sein, wird es nicht familiär erscheinen, werde ich dadurch nicht meiner Stellung schaden? Die Folge davon war, daß er ewig an ein und derselben Stelle wie angenagelt dastand, keinen Ton von sich gab und also sich den Ruf eines höchst langweiligen Menschen erwarb.

Vor dieser hochstehenden Persönlichkeit erschien also Akaki Akakiewitsch im allerungünstigsten Augenblick, will sagen: höchst ungünstig für ihn selber, denn in einem gewissen Sinne kam er der hochstehenden Persönlichkeit ganz gelegen. Die hochstehende Persönlichkeit war in ihrem Kabinett und unterhielt sich sehr angeregt mit einem alten Bekannten und Jugendgespielen, der vor kurzem hier eingetroffen war und den sie lange nicht gesehen hatte. Und gerade in diesem Augenblick mußte auch der Diener melden, daß ein gewisser Baschmatschkin draußen warte. Der General fragte sehr scharf: „Wer?" Die Antwort: „Ein Beamter." „Er soll warten, ich habe jetzt keine Zeit." Hier muß ich gleich bemerken, daß die hochstehende Persönlichkeit ganz einfach log, sie hatte Zeit; die beiden Freunde hatten längst alles durchgesprochen und schon seit einiger Zeit die Unterhaltung mit leeren Phrasen zu füllen gesucht, wie: „Ja, ja, Iwan, so war es nun einmal!" oder „Stefan, es geht nicht anders auf der Welt", einander abwechselnd auf die Schulter klopfend. Aber trotzdem ließ sie den Beamten warten, damit nämlich der Jugendgespiele, der seit langem nicht mehr im Dienst war und auf dem Dorfe lebte, erfahre, wie lange hier die Beamten im Vorzimmer zu warten verstünden. Erst nachdem sie sich, jeder an seiner Zigarre ziehend, in den sehr breiten, bequemen Fauteuils sattgeredet, vielmehr ausgeschwiegen hatten, fiel der hochstehenden Persönlichkeit wie von ungefähr etwas ein, und sie sagte zum Sekretär, der mit Papieren bei der Tür stand: „Draußen, scheint es, steht ein Beamter. Sagen Sie ihm, er kann herein!" Da sie nun das demütige Gesicht des Akaki Akakiewitsch und dessen abgetragene Uniform sah, kehrte sie sich ihm zu und schrie ihn ohne weiteres an: „Was wollt Ihr?" Mit ihrer schneidenden, harten Stimme, die sie zu Hause im Zimmer ganz allein vor dem Spiegel geprobt hatte, eine Woche schon, bevor sie ihren jetzigen Posten und den Generalsrang erhalten hatte. Akaki Akakiewitsch fühlte auch so die gebührende Ehrfurcht, war gleich verwirrt und erzählte, soweit Redefreiheit ihm erlaubt war, daß sein Mantel ganz neu, daß er auf eine ganz unmenschliche Weise beraubt worden sei, daß er sich jetzt an seine Exzellenz wende, damit seine Exzellenz durch ihre Fürsprache etwa ... damit sie sich in Verbindung setze mit dem Herrn Oberpolizeimeister oder sonst jemandem von der Polizei und auf diese Weise nach dem Mantel gesucht werde. Seiner Exzellenz erschien nun diese Sprache zu familiär. „Was heißt denn das, mein Herr", unterbrach er ihn, „kennen Sie nicht die Vorschrift? Wohin sind Sie denn überhaupt gekommen? Wissen Sie nicht, wie man in einem solchen Falle vorzugehen hat? Sie hätten zuerst ein Bittgesuch in der Kanzlei einreichen sollen; es wäre zuerst in die Hände des Kanzleivorstehers gekommen, dieser hätte es dem Sekretär übergeben, und der Sekretär hätte es dann mir einzuhändigen."

„Ach, Eure Exzellenz", erwiderte Akaki Akakiewitsch, indem er alles, was er an Mut in seiner Seele barg, herausholte und fühlte, daß er ganz entsetzlich schwitzte, „ich war so frei, Eure Exzellenz selber damit zu belästigen, weil die Sekretäre ... weil sich auf die Sekretäre doch kein Mensch auf der Welt verlassen kann!"

„Was, was, was?" rief die hochstehende Persönlichkeit. „Woher dieser Geist? Woher solche Gedanken? Welcher Geist des Aufruhrs unter den jungen Leuten gegen ihre Vorgesetzten!" (Die hochstehende Persönlichkeit schien gar nicht zu bemerken, daß Akaki Akakiewitsch schon seine fünfzig Jahre beisammen hatte und daß er nur im Vergleich zu einem Siebzigjährigen etwa noch jung genannt werden konnte.) „Wissen Sie, zu wem Sie reden? Wissen Sie, wer vor Ihnen steht? Wissen Sie das oder nicht, frage ich?" Hier stampfte die Exzellenz mit dem Fuß auf den Boden und schrie so laut, daß sich auch ein anderer als Akaki Akakiewitsch gefürchtet hätte. Akaki Akakiewitsch verging vor Angst, zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum auf den Beinen halten; wenn die Diener ihn nicht gestützt hätten, wäre er zu Boden gesunken; sie trugen ihn wie leblos hinaus. Die hochstehende Persönlichkeit, zufrieden damit, daß der Erfolg ihre Erwartungen übertroffen, ja berauscht von dem Gedanken, daß ein Wort von ihr einen Menschen des Bewußtseins zu berauben vermochte, sah den Freund von der Seite an, um sich zu vergewissern, wie dieser sich dabei benähme, und sie sah nicht ohne Vergnügen, daß dieser Freund sich äußerst unbehaglich fühlte und seinerseits auch schon Angst zu spüren begann.

(Schluß folgt.)

Eva.

Humoreske von Carolus Asper.

(Nachdruck verboten.)

Vor zwei Jahren hatte Fredy Güssow, der Mitinhaber eines bedeutenden Bankhauses, seine Lucie frischweg von der Schreibmaschine geheiratet. Und er war gut dabei gefahren. Sie war als Frau Güssow erst recht die „kühle nordische blonde Inge", wie sie ihre weitläufigen Bekannten ob ihrer Unnahbarkeit schon als Tippfräulein genannt hatten. Stolz erhobenen Hauptes schritt sie, mit ihrer königlichen Figur überall auffallend, ihres Weges. Aller Schmutz der Straße reichte nicht über die Sohlen ihrer eleganten Schuhe.

Und sie liebte ihren Mann. Wenn sie auch schon, ehe sie Frau Güssow wurde, ganz genau wußte, daß sie mit den Ansprüchen, die sie ans Leben stellte, nur einen reichen Mann einmal mit ihrer Hand und ihrer Jugend beglücken würde, weil sie, wie ihre Mutter selbst einem armen Bewerber gesagt hatte, nur einen halben Millionär gebrauchen konnte, hatte sie ihren Fredy doch nicht aus reiner Berechnung geheiratet. Er bot ihr neben Reichtum noch alles andere, was sie von dem Manne verlangte, dem sie sich ganz und dauernd zu eigen geben würde. Wohl war er über zwanzig Jahre älter als sie, aber er war tadellos gewachsen, sehr gepflegt, immer vornehm in Worten und Betragen und überragte geistig weitaus die Männer, welche ihr bis dahin nahegetreten waren. Sie hätte ihn möglicherweise auch geliebt, wenn er nur ihr Kollege gewesen wäre, aber — geheiratet hätte sie ihn dann wahrscheinlich nicht. Es war ein Glück für sie und — ihn, daß seine Vermögensverhältnisse ihm erlaubten, ein armes und doch anspruchsvolles Mädchen zur Frau zu nehmen. Ein Glück für ihn, weil ihr Besitz ihm vom ersten Augenblick an und bis zum heutigen Tage als das Erstrebenswerteste auf Erden erschien. Sie war auch ganz geschaffen, einen Mann zu beglücken. Äußerlich eine auffallend schöne Erscheinung, geistig hochstrebend, mit einem lebhaften Drang nach Wissen und Schönheit, aller Kunst, und namentlich der Musik, weitgeöffnetem Sinn und endlich von tadellosem Ruf, den sie, obgleich lebenslustig bis zur Vergnügungssucht, sich immer zu wahren gewußt hatte, sah Fredy in ihr sein Ideal des Weibes verkörpert. Er hatte seine Wahl nie bereut. Um so weniger, als sie sich auch in die repräsentative Rolle der Frau Bankier überraschend schnell hineingefunden und einen Kreis hochgebildeter Leute um sich gesammelt hatte, deren Mittelpunkt sie war.

Nach über anderthalbjähriger Ehe widmete er ihr zum Geburtstag die Strophen:

> Flög' ich der Sonne zu durch weite Weltenräume,
> Grüb' ich in Erdentiefen laut'res Gold:
> Ich fände nie und nirgends solch ein Glück,
> Wie du es mir in deiner Liebe hast gegeben!

Nur einen Fehler hatte Frau Lucie: Sie war entsetzlich wehleidig. Schon deshalb wäre ihre Ehe kinderlos geblieben, auch wenn der Hausarzt nicht bald Fredy im Vertrauen gesagt hätte, daß er bei seiner Juge-Lu auf Nachkommenschaft nicht rechnen dürfe. Aber abgesehen davon: Ein Ritz von einem Rosendorn war für sie schon eine entsetzlich schwere Verwundung, und wenn sie trotz aller Vorsicht sich einmal mit einem Messer schnitt, glaubte sie vor Schmerzen vergehen zu müssen und sich dem Verbluten nahe.

Man kann sich vorstellen, welch schlotternde Todesangst Lucie befiel, als sie an ihrem gepflegten Händchen einen „Bösen Finger" bekam. Es war furchtbar, wie das Blut in der Kuppe klopfte und pochte, als der Eiter sich ansammelte, und „wahnsinnige Schmerzen" stand sie aus, so unerträgliche, daß mitten in der Nacht der Herr Sanitätsrat gerufen werden mußte. Eine Krankenkassenpatientin hätte er wohl nicht übel angehaucht, aber für die Gattin des Herrn Bankiers Güssow, an dessen Tisch er zudem häufig genug saß, fand er nur mildeste Worte des Trostes, verschrieb ihr Aspirin gegen die Schmerzen und Umschläge zur Beschleunigung des natürlichen Verlaufs und schied mit dem Versprechen, morgen im Laufe des Tages wiederzukommen.

— — — — — — — — — —

Er traf seine Patientin allein und war von dem Krankheitsbild sehr befriedigt.

„Liebste gnädige Frau, das ist ja wunderschön. Die Schmerzen sind nun wohl erträglich, nicht wahr? Noch 48 Stunden, und ich kann das böse Fingerchen aufschneiden, und alles ist vorüber."

„Um Gottes willen, Sanitätsrat, Sie müssen schneiden!?"

„Ja, natürlich!"

„Mit dem Messer?"

„Nein, mit dem Skalpel."

„Aber das tut doch sicher furchtbar weh?"

„Ach Gott, so schlimm ist das nicht, wer wird denn solch ein Angsthase sein!"

„Aber ich bin es nun einmal. Sanitätsrat! — Sie wissen es doch! — Ich weiß genau, schon wenn Sie Ihren Kasten öffnen, werde ich ohnmächtig vor Schreck!"

„Aber Frauchen, Sie sind tatsächlich kindisch. Ich tue Ihnen wirklich nicht wehe, und es wird schnell geschehen sein. Bevor Sie das bißchen Schmerz recht fühlen, ist es auch schon vorüber."

„Und ich sage Ihnen: Ich kann und ich will nicht! Wenn es nicht ohne Operation geht, müssen Sie mich narkotisieren."

„Aber, Gnädigste, machen Sie sich doch nicht lächerlich! Eine Narkose wegen eines Fliegenstiches."

„Lächerlich hin, — lächerlich her! — Sie müssen mich eben einfach narkotisieren."

„Na, darüber wollen wir uns heute noch keine Sorgen machen und uns streiten. Lassen Sie das böse Fingerchen erst einmal so weit sein."

— — — — — — — — — — — — —

Abends.

„Fredy, weißt du, was der Ekel von Sanitätsrat will? Operieren will er mich! Und sogar bei klarem Bewußtsein, denke dir, Fredy! Für so roh hätte ich ihn gar nicht gehalten."

„Ja, er sprach mir schon davon."

„Nun — und?"

„Liebes Kind, er hat mir gesagt, es wäre wirklich nicht schlimm und nicht der Mühe wert, wegen dieser Kleinigkeit erst eine Narkose in Szene zu setzen."

„Also du stößt auch schon in dasselbe Horn!" Weinend: „Das hätte ich dir wirklich nicht zugetraut! — — — O, pfui über euch Männer!"

„Aber, süßes, liebes Lukind! — Wir meinen es doch nur gut mit dir — —."

„Ach, ihr seid alle Barbaren! — Rohe, gefühllose Barbaren! — Geh, weg von mir, du Scheusal! — Laß mich in Ruhe!"

„Du weißt, ich kann dich nicht weinen sehen, Herzenskind, — komm, — sei meine gute Lu! — Wenn du es absolut nicht anders haben willst, dann werde ich dem Sanitätsrat zureden, daß er dein liebes böses Fingerchen in Gottes Namen in der Narkose aufschneidet, damit mein liebstes Lukind keine Schmerzen aushalten muß."

„Ja, willst du das? — Glaubst du, daß er's tut?"

„Wenn ich ihm zurede, warum denn nicht? — Dein Herz ist ja gesund, — es kann also nichts dabei passieren."

„Ja eben! — Aber weißt du, liebster, bester Fredy, du mußt dabei sein und meine Hand halten. Versprichst du mir das? — Du kannst deshalb ruhig einmal die Börse versäumen. Gelt?"

„Aber natürlich, Kindchen, werde ich dabei sein und ganz fest dein gesundes liebes Händchen halten."

„Aber ganz bestimmt, ja?"

„Aber gewiß doch, Herzensmaus."

„Komm, da kriegst du auch einen schönen Kuß."

— — — — — — — — — — — — —

„Mein Herzenskind, glaubst du, daß ich dich etwas allein lassen kann?"

„Aber warum denn nicht, Liebster, — hast du etwas vor?"

„Ja, ich sollte wegen der Sanierung der Rheinischen Industriewerke zu einer wichtigen Vorstandssitzung. — Aber wenn du nicht gern allein bleibst — —"

„Nein, mein Fredy, geh' nur. Die Schmerzen sind jetzt erträglich, und ich werde mir die Zeit bis zum Schlafengehen schon vertreiben. Geh' nur, Schatz."

„Auf Wiedersehen denn, mein Liebling. Und recht gute Besserung."

„Gute Nacht, Liebster! — Bis du zurückkommst, werde ich wohl schon lange schlafen. Laß dich nicht stören."

Kurze Zeit später finden wir Lu im Bibliothekzimmer mit gespanntester Aufmerksamkeit über ein populärwissenschaftliches Werk gebeugt, den Artikel „Narkose" vor sich. Immer besorgter wird ihr Gesicht, und fast bis Mitternacht blättert und brütet sie über dem Buch. Dichte Wolken lagerten auf ihrer Stirn, als sie endlich das Bett aufsuchte, und noch war kein Schlaf in ihre Augen gekommen, als sie ihren Mann leise sein Schlafzimmer betreten hörte.

Sie wartete klopfenden Herzens, bis er das Licht ausgeschaltet hatte und schlich dann mit leichten Schritten an sein Lager.

„Hast du mich lieb, mein Fred?" und schlingt die Arme um seinen Hals.

„Aber, Lu! — Weißt du das nicht?"

„Weißt du auch, daß ich dich liebe? Dich, dich ganz allein? Wirst du nie daran zweifeln?"

„Kindchen, was ist dir? Ist dein Finger schlimmer geworden? Hast du Fieber? — Wie kommst du nur zu solchen törichten Fragen?"

„Und du weißt auch, daß ich nie, nie jemand anders lieb gehabt habe als nur dich, mein Fredy?"

„Aber, Lu! — Wie sollte ich daran zweifeln, du Reine, meine Madonna!"

„Wirklich? — Wirklich?"

„Aber ja doch, mein Liebstes, du!"

Und der Rest ging unter in einer Flut von heißen Küssen.

Um 11 Uhr des anderen Vormittags machte der Herr Sanitätsrat pflichtschuldigst seinen Krankenbesuch, liebenswürdig von der Patientin empfangen.

Als die Rede auf die „Operation" kam, meinte Lu:

„Sagen Sie, Herr Sanitätsrat, haben Sie auch schon etwas davon gehört, daß man in der Narkose manchmal phantasiert?"

„Manchmal? — Das ist sogar die Regel. — Ich persönlich kann mich nicht entsinnen, eine Narkose gemacht zu haben, ohne daß der Patient alles mögliche erzählt hätte."

„Ja, was spricht man denn da? — Fieberphantasien?"

„Nein, Fieberphantasien natürlich nicht. Von Fieber ist bei der Narkose gar keine Rede."

„Und was dann?"

„Mein Gott, — alles mögliche. Da die Hemmungen des überwachenden Verstandes durch die Narkose aufgehoben sind, treten oft sonst ängstlich verborgene Erinnerungen auf die Lippen. — Wir Ärzte erleben da die sonderbarsten Sachen; namentlich bei Frauen. — Wir hatten da einmal in meiner früheren Praxis eine junge Dame aus bester Familie, die anscheinend die reinste Madonna war. — Na, — und als wir sie dann in der Narkose unter dem Messer hatten, erzählte sie uns allerlei aus ihrem Leben."

„Aber das ist ja entsetzlich! — Davon dürfen die Ärzte nichts weitersagen?"

„Natürlich nicht, Gnädigste! Wozu wäre denn das Berufsgeheimnis, das uns oft auch dort bindet, wo es unsere heiligste Menschenpflicht wäre, zu reden."

„Und wenn nun eine Schwester oder sonst jemand dabei ist? Die hören es doch auch?"

„Natürlich! Nun, für die Schwestern gilt dieselbe Schweigepflicht wie für uns."

Sie unterhielten sich dann noch eine Weile über allerlei Alltägliches, bis der Herr Sanitätsrat sich mit den Worten verabschiedete:

„Na, also morgen werde ich das „Schlächtermesser" mitbringen und die „Maske", dann werden wir dem „bösen Finger" energisch zu Leibe gehen."

„Ja, tun Sie das, lieber Sanitätsrat, damit ich die Sache hinter mir habe."

Nach Tisch sagte Lu zu ihrem Gatten:

„Also morgen kommt der Sanitätsrat und wird den Finger schneiden."

„Hat er gesagt, um welche Zeit?"

„Ja, wieder gegen elf, wie heute."

„Ei, das trifft sich ja famos! Da kann ich erst nach der Bank fahren, die Post nachzusehen, und dann von hier, wenn alles vorüber ist, noch zur Börse."

„Aber, Liebster, du wirst dir wegen des bißchen Fingerschneidens doch nicht solche Umständlichkeiten machen. Deshalb brauchst du dir doch nicht deine ganze Geschäftszeit zu zerreißen. Wozu willst du dabei sein?"

„Nein, nein, Liebling, da bin ich doch zu besorgt. Und wenn es auch nur eine Kleinigkeit ist, — ich will dabei sein."

„Wenn ich dir aber sage: Es ist nur eine Bagatelle!"

„Lu, ich kenne dich gar nicht wieder! Seit wann bist du so sprunghaft und inkonsequent? Gestern wolltest du durchaus noch, daß ich dabei sein sollte, und heute sträubst du dich mit Händen und Füßen dagegen? Die Sache mit dem Finger scheint mir bedenklicher zu sein, als der Sanitätsrat wahr haben will."

„Ach, Fredy, rede keinen Unsinn! Es ist eine Bagatelle, sage ich dir, und ich will nicht, daß du ihretwegen dein Geschäft versäumst."

„Lucie, wollen wir uns darum wirklich zum erstenmal ernsthaft zanken? Du weißt, daß ich dir sonst jeden Wunsch erfüllt habe, oft schon, bevor er dir selbst bewußt geworden. Aber hier bleibe ich fest, weil es in deinem Interesse liegt. Die Operation findet ohne mich nicht statt."

„Du zeigst dich ja auf einmal von einer ganz neuen Seite: — Das ist also die „große Liebe", von der du immer faselst, und die zusammenbricht, sobald sie einmal auf die Probe gestellt wird! — O, ihr Männer seid euch doch alle gleich! — Alle! — Alle! Es ist einer wie der andere."

Und hoheitsvoll, tiefbeleidigt entschwand die Frau Bankier und stieß hinter sich den Riegel ihrer Schlafzimmertür vor.

— — — — — — — — — — — — —

Als des andern Morgens der Herr Sanitätsrat eben sein Besteck auspackte und Frau Lucie schon hoffte, in diesem ersten ernsthaften Kampf auch wieder Siegerin geblieben zu sein wie sonst immer in Kleinigkeiten, hörte sie das Auto ihres Mannes über den Sand des Vorgartens knirschen und fand gerade noch Zeit, dem Sanitätsrat, der eben die Chloroformflasche entkorken wollte, zu sagen:

„Ach, Herr Sanitätsrat, lassen Sie das. Ich glaube, es tut wirklich nicht so sehr weh, wie ich fürchtete."

Da trat Fred auch schon ins Zimmer.

Ein verschmitztes Lächeln huschte über das Gesicht des alten erfahrenen Menschenkenners:

„Herr Güssow, ich gratuliere Ihnen zu Ihrer tapferen Frau. Es ist mir schließlich doch noch gelungen, ihr die Narkose auszureden."

„Wirklich, Liebling? Und du hast gar keine Angst?"

„Gott, — Angst? — Ein bißchen fürchten tu' ich mich ja. Aber nimm du mich nur recht fest in den Arm, dann wird's schon gehen."

„Nein, meine Gnädigste, es wird nicht schlimm. Eine Sekunde, und die Geschichte ist erledigt. — Es ist schon besser ohne Narkose, nicht wahr, tapferes Frauchen?"

Und still für sich hin: „Verstellung, dein Name ist Weib!"

Auf der Suche nach der Kuh.

Von Anna Grigorjewna Dostojewski.

Die Gattin Dostojewskis hat seit 1881, seit dem Tode des Dichters, an der Vervollständigung des Nachlasses gearbeitet. Der Verlag R. Piper u. Co. in München gibt jetzt die „Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis" heraus, einen eingehenden interessanten Band, der Einblick in das Leben und das Schaffen des großen Dichters zeigt. Das folgende Kapitel beweist, welch guter Gatte und Familienvater Dostojewski war. D. Schriftl.

Im Sommer 1876 lebte der Professor der Petersburger Universität N. P. Wagner mit seiner Familie in Staraja Russa; er kam zu uns mit einem Briefe von J. P. Polonski und machte auf meinen Mann einen guten Eindruck; sie kamen oft zusammen und Fjodor Michailowitsch interessierte sich für seinen neuen Bekannten, der dem Spiritismus fanatisch ergeben war.

Einst begegnete mir Professor Wagner im Park und sagte:

„Gestern hat mich Fjodor Michailowitsch in Erstaunen versetzt!"

„Wodurch denn?" fragte ich neugierig.

„Gestern abend wollte ich nach meinem Spaziergang zu Ihnen kommen; ich traf Ihren Mann an der Straßenkreuzung und fragte ihn, ob er spazieren gehe. „Nein, ich gehe nicht spazieren," sagte er, „sondern ich habe etwas Wichtiges zu tun." — „Darf ich mitgehen?" — „Kommen Sie, wenn Sie wollen," antwortete er unfreundlich; er schien mir in Sorge zu sein und wollte sich in kein Gespräch einlassen. Wir kamen zur ersten Straßenkreuzung, als uns ein Weib entgegenkam. Fjodor Michailowitsch fragte sie: „Mütterchen, bist du nicht einer braunen Kuh begegnet?" — „Nein, Väterchen, nein, ich bin keiner begegnet," antwortete ihm die Bäuerin. Die Frage nach der braunen Kuh schien mir seltsam und ich schrieb sie dem Volksglauben zu, demzufolge man nach der vom Felde heimkehrenden Kuh das Wetter des nächsten Tages vorhersagen kann, und so dachte ich, Fjodor Michailowitsch erkundigte sich eben darum nach der Kuh. Als wir aber noch eine Straße passierten und Ihr Mann dieselbe Frage an einen Jungen richtete, konnte ich mich nicht zurückhalten und sagte: „Ja, wozu brauchen Sie denn auf einmal diese braune Kuh, Fjodor Michailowitsch?" — „Wozu? Ich suche sie!" — „Sie suchen sie?" fragte ich verwundert. — „Nun ja, ich suche unsere Kuh, sie ist von der Weide nicht zurückgekommen. Alle Bewohner unseres Hauses gingen sie suchen und auch ich suche nach ihr." Erst jetzt verstand ich, warum Fjodor Michailowitsch so aufmerksam alle Gräben betrachtet hatte und im Gespräch so zerstreut gewesen war."

„Und warum wundern Sie sich darüber?" fragte ich Professor Wagner.

„Ja, warum denn nicht", entgegnete er, „ein großer Meister des Wortes, dessen Geist und Phantasie stets mit den höchsten Ideen beschäftigt sind, irrt in den Straßen herum, auf der Suche . . . nach einer Kuh."

„Wahrscheinlich wissen Sie nicht, verehrter Nikolai Petrowitsch", sagte ich, „daß Fjodor Michailowitsch nicht nur ein begnadeter Dichter ist, sondern auch der zärtlichste Familienvater, für den alles, was im Hause vorgeht, von großer Bedeutung ist. Wenn die Kuh gestern nicht nach Hause gekommen wäre, hätten unsere Kinder, besonders das jüngste, keine Milch gehabt, oder sie hätten solche von einer fremden, unbekannten, vielleicht kranken Kuh bekommen. Darum ist Fjodor Michailowitsch auf die Suche nach der Kuh gegangen."

Ich muß übrigens erwähnen, daß wir keine eigene Kuh hatten; wenn wir jedoch über den Sommer nach Staraja Russa kamen, bemühten sich die Bauern um die Wette, uns ihre magere Kuh leihweise abzugeben, in der Hoffnung, im Herbst eine gut genährte zurückzubekommen. Wir zahlten den Bauern zehn- bis fünfzehn Rubel für den ganzen Sommer, verpflichteten uns aber, falls die Kuh erkranken oder verloren gehen sollte, neunhundert Rubel zu ersetzen. Jeden Sommer kam es vor, daß sie drei- bis viermal nicht mit der Herde zurückkehrte, und dann machte sich das ganze Haus, außer der alten Kinderfrau und dem Säugling, auf die Suche nach der Kuh. Fjodor Michailowitsch, dem unsere Familienfreuden und -leiden nahe zu Herzen gingen, half uns auch in diesem Falle, trieb die Kuh zwei- oder dreimal selbst nach Hause und führte sie durch das Tor hinein.

Diese zärtliche Sorge meines Mannes um seine Familie hat mich immer sehr gerührt.

Das Wohltätigkeitskonzert.

Von E. Isolani.

Es war ein Streit entstanden, wer sich die größten Verdienste um dies Konzert erworben hatte.

Der eine sagte: Ich habe das Arrangement übernommen, habe den Saal gemietet und habe meine Zeit geopfert.

Ach, das tatest du ja nur, um dich als Arrangeur wichtig zu machen und mit dem Nimbus des Wohltäters umgeben zu können!

Der andere sagte: Ich habe die Künstler geworben, habe sie zusammengetrommelt und ein glänzendes Programm zusammengetragen!

Du wolltest ja nur als Kunstfex gelten und mit Künstlern in Verkehr kommen!

Die Künstler riefen: Wir haben umsonst gesungen und gespielt für eure wohltätigen Zwecke!

Umsonst, sagt ihr? Renommiert doch nicht! Ihr tatet es ja nur der Reklame halber, damit ihr genannt und gelobt werdet!

Ich habe Hunderte von Billetts unter die Leute gebracht, rief einer. Ohne mich hättet ihr kaum die Unkosten herausgeschlagen!

Ist's dein Verdienst? Den andern hast du dafür zu danken, die dich durch den Ankauf der Billetts Wohltäter spielen ließen.

Ich habe das fürchterliche Konzert mit angehört, von A bis Z! So brüstete sich ein Freibillettler.

Ach, du tatest es ja nur, um vermöge des Freibilletts, das dir einer der Mitwirkenden spendete, als Wohltäter angesehen zu werden!

Wir haben gehungert und gelitten, damit ihr für uns ein Wohltätigkeitskonzert veranstalten konntet! riefen die aus, zu deren Nutzen die Veranstaltung gewesen.

Und alle stimmten der Ansicht bei, daß diese die einzigen bei dem Wohltätigkeitskonzert Beteiligten waren, die ganz uneigennützig gewesen sind.

□□ Bunte Chronik □□

* **Die vier Lokomotiven.** In Böhmen verkehren auf einer Kleinbahnstrecke vier Lokomotiven, die wegen ihrer besonderen Eigenschaften vom Volksmund wie folgt bezeichnet wurden: die erste „Pikkolomini" (Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt), die zweite „Galilei" (Und sie bewegt sich doch!), die dritte „Luther" (Hier stehe ich, ich kann nicht anders) und die vierte „Glocke" (Festgemauert in der Erden) . . .

*

* **Unter seinesgleichen.** Als Kaiser Josef II. den Wiener Prater, der bis dahin dem Hof und der Adelsgesellschaft vorbehalten gewesen war, für die gesamte Bürgerschaft Wiens öffnete, war der Hof mit dieser Maßregel sehr unzufrieden, und er beklagte sich beim Kaiser, daß man jetzt nicht mehr „in guter Gesellschaft" und „unter seinesgleichen" sein könne. Der Kaiser antwortete darauf: „Wenn ich unter meinesgleichen sein wollte, dann müßte ich in die Kapuzinergruft herabsteigen, wo meine Ahnen ruhen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.